für dich bei mir .... Papa gab mir dein Monatsgeld mit. Hier ist es. Bitte!"

„Tini!" rief ich aus ... und erzählte ihr nach Atem ringend, die ganze Geschichte. Sie wollte sich ausschütten vor Lachen. „Und dabei hatte ich die Rettung bei mir!" rief sie.

Ich winkte dem Kellner und rechnete ab.

„Ich bringe dich zum Bahnhof, Tini, und so bald wie möglich kommst du wieder."

„Zum Bahnhof?" fragte sie mit gespieltem Erstaunen. „Ich denke, du mußt auf deinen Freund warten?"

Wir lachten. „Laß nur, Tini! Meine Ideen sind noch besser als die, die Tom hat."

Der Ober grüßte höflich, als wir in das herbeigerufene Auto stiegen.

„Ein Auto ist so gemütlich," erklärte ich.

„Laufen ist doch gesund!" parierte Tini.

Als wir ausstiegen, waren Tini und ich verlobt.

„Ein Schwert ohne Griff."

„Unsere Lehrer von heute sind die Bildner und Vorbilder unserer Männer und Frauen von morgen. Geh in ein Schulzimmer. Im ganzen Raum findest du nichts, was einen Lebemenschen anzieht — aber innerhalb dieser vier Wände wird die große Schlacht geschlagen, die über unsere Zukunft entscheidet. Aeußerlich ist nichts besonders Heroisches oder Blendendes in der ruhigen, schlichten Gestalt, die in diesem kleinen Königreich regiert; und doch dreht sich um diese Gestalt der Kampf der Völker. Der Grund dafür liegt nicht fern. Du stehst in der Werkstatt, aus der die Männer der Zukunft hervorgehen. Der Lehrer dort ist ihr Bildner. Er nimmt den Rohstoff in die Hand und arbeitet ständig an ihm, Tag für Tag; er bildet und formt, bis der Stoff unter seiner geduldigen Hand Gestalt gewinnt. Das ist eine lange, harte, mühsame Arbeit. Das bedeutet Jahre unablässigen Bemühens, das oft keinen sichtbaren Erfolg zeitigt ...

Der Lehrer bewegt sich das ganze Jahr hindurch in demselben, ständig gleichen Kreise. Er spricht täglich vier oder fünf Stunden zu einem Publikum, das ihn nicht hören will, und über Gegenstände, die nur mittelbar dem Heil der Seelen dienen. Er muß sich dafür einsetzen, der flatterhaften, gedankenlosen Jugend den rechten Weg zu zeigen, und in vielen Fällen bringt seine Arbeit erst Frucht, wenn das Licht der Sterbekerze auf die Seele scheint. Das ist das Los des Lehrers ...

Wer sich dieser tapferen Truppe anschließen will, muß geistig und körperlich dafür gerüstet sein. Wenn der junge Lehrer zum ersten Mal in der Klasse erscheint, „wie sieht er aus?" ist die erste Frage und 30 oder mehr kritische Richter sitzen da, beobachten jede Bewegung, beachten jede Eigenheit, fällen das Urteil und verkünden es draußen. Er mag imstande sein, alle Oden von Horaz zu übersetzen, er mag selbst den alten Homer im Griechischen schlagen, er mag mit Differentialrechnungen spielen — hilft alles nichts. Wenn er aufgeregt hereinkommt, zögernd, seiner selbst nicht sicher, dann reibt sich der kleine Bub die Hände — und fängt an, ihn zu erziehen.

Hier würde körperliche Uebung helfen. Der Körper ist die Hauptursache dieser Schüchternheit und Reizbarkeit. Es fehlt an der Herrschaft über die Muskeln. Die Folge davon tritt schmerzlich in die Erscheinung. Die Seele mag stark und entschlossen sein, doch der Leib gehorcht nicht. Die Seele mag tapfer sein wie ein Löwe, aber bei der Schwäche des Körpers muß sie sich die Anerkennung erst erkämpfen. Es ist wahr, die starke Seele wird am Ende siegen, aber erst nach einem Ringen, das sie sich bei einem wohlgeübten Körper hätte sparen können. Dann wäre nämlich kein Zeichen der Erregung zutage getreten.

Der Knabe ist in hohem Grade ein Tierchen; er läßt sich von dem bestimmen, was er sieht. Wenn die äußere Erscheinung Eindruck macht, ist es verhältnismäßig leicht, zu seinem Herzen zu gelangen. Dieses Ziel ist sicherlich einige Mühe wert. Wir graben da in gerader Richtung nach einer Goldmine. Der Unterricht der Jugend ist gewiß eine ehrenvolle, fruchtreiche Arbeit, wenn sie gut getan wird. Oder können wir nicht sagen, alle andern, die am Heile der Seele arbeiten, sind nur damit beschäftigt, die Fehler der Lehrer wieder gutzumachen?

Darum ist es Pflicht des Lehrers, seinen Studiengang so zu beenden, daß er für seine Aufgabe vorbereitet, gut vorbereitet ist, der Seele und dem Leibe nach. Schon die körperliche Anstrengung, eine Klasse in Zucht zu halten, macht seine Arbeit schwer und ermüdend. Diesen Anforderungen ist der Lehrer natürlich nur gewachsen, wenn er sich ganz in der Gewalt hat. Wenn sich aber die Nerven bemerkbar machen, wenn der Kopf schmerzt, und alle Muskeln schlaff und müde sind, ist man leicht, gereizt, und die Wirksamkeit leidet. Zu der Aufgabe, die Ordnung aufrecht zu erhalten, kommt der Unterricht selbst mit seinem Kreislauf von Prüfungen, Korrekturen, Vorbereitung auf die Stunde, Ausarbeiten von Arbeitsplänen, um wirklich den bestmöglichen Erfolg zu erzielen. Ein müder Mann kann diese Arbeit nicht recht leisten, denn die Müdigkeit legt sich auf das Gehirn und hemmt die geistige Tätigkeit. Ein müder Mann kann unmöglich ein Klasse in einen flotten Schritt bringen; die Klasse folgt immer dem Schritt des Lehrers.

Diese doppelte Anstrengung lastet auf dem Lehrer Tag für Tag das ganze Leben lang. Wenn der Körper unter der ständigen Last zusammenbricht, muß ein anderer, der vielleicht schon mit Arbeit überladen ist, vortreten und diese weitere Arbeit übernehmen, während der mit seinem armen Körperchen ruhen muß — wie ein Soldat, der auf dem Marsch Blasen bekommt, schlapp wird und am Wegrand liegen bleibt, während seine Kameraden an ihm vorbeimarschieren ...

Die ganze Tätigkeit des Lebens stellt beständig hohe Anforderungen an unsere Körperkräfte, und wir müssen uns gleich von Anfang an darauf vorbereiten. In frühen Jahren säen wir den Samen für Gesundheit und Krankheit, und in beiden Fällen halten sich die Früchte oft sehr lange. Die Natur erträgt eine riesige Belastung, bevor sie zusammenbricht — der Körper ist wirklich eine großartige Maschine — aber wenn sie zusammengebrochen ist, braucht sie ebenso lang, um den Schaden wieder zu beheben. Während der Studien vergißt man den Körper und findet oft schon, bevor man den Höhepunkt des Lebens erreicht hat, daß der vernachlässigte Mechanismus den Dienst versagt. Und nun muß man versuchen, einen schlecht entwickelten Körper in Ordnung zu bringen.

Jetzt begreift man die Wahrheit des Satzes: „Wissen in einem gebrochenen Körper ist ein Schwert ohne Griff, eine Kanone ohne Lafette." ...

* Entnommen dem Werke „W. J. Lockington S. J.": Durch Körperbildung zur Geisteskraft. Deutsche Ausgabe von Ph. Küble, S. J. Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck.

Weiße Rosen

Ein Märchen von Josef Robert Harrer.

Die ernsten Gelehrten, welche den Erscheinungen der Erde und des Himmels nachspüren, haben dafür sehr wissenschaftliche Erklärungen gefunden. Es mag bestimmt die Wahrheit sein, was sie sagen und schreiben, denn sie sehen, rechnen, überlegen. Und wenn diese gelehrten Herren eine Geschichte hören, in der alles ganz anders erzählt wird, dann lächeln sie sehr klug und mitleidig. Wir aber wollen uns freuen und ein Märchen vernehmen, das nicht weise und gescheit, dafür aber voll Liebe für die schöne, große Welt ist ...

Es war vor vielen tausend Jahren, als der Mond plötzlich seines einsamen Wanderns müde wurde.. Er erinnerte sich der Zeit, da auch auf seiner großen Kugel noch herrliche Blumen blühten und Bäume im lauen Winde rauschten. Er sah nachdenklich vor sich hin, da erblickte er unsere Erde, die als große mattschimmernde Scheibe langsam über den schwarzblauen Himmel zog.

Jetzt ist Frühling, dachte der Mond. Wie süß werden wohl die Rosen und Lilien auf der Erde duften! Es wäre so schön, wieder einmal Blumen zu sehen.

Und er schlich traurig seinen Weg dahin, der ihm vorgeschrieben war.

Am nächsten Morgen aber sprachen die Menschen zueinander:

„Habt ihr heute Nacht den Mond gesehen? Er hat ein Gesicht gemacht, als ob er weinen wollte, und ganz langsam schwamm er über den Himmel."

Und es wurde wieder Nacht. Der Mond spürte so tiefe Sehnsucht nach den Blumen der Erde, daß er sich nicht mehr halten konnte.

Ich muß auf die Erde steigen, sagte er zu sich, wenn auch die gestrenge Sonne schelten und mich bestrafen wird.

Und er zog eine große Kappe über sein leuchtendes Gesicht und stieg auf die Erde. Weithin war alles finster geworden, und die Menschen zogen sich erschreckt in ihre Häuser zurück.

Und der Mond ging durch die Gärten der Welt und atmete voll Glück den süßen Duft der Blumen und lauschte dem Rauschen der Bäume. Bei einem Strauche glutroter Rosen neigte er sich nieder und küßte die Rosen auf ihre Köpfchen. Dabei verschob er aber die Kapuze, die er so sorgsam um sein Haupt gehüllt hatte, und ein kleiner Lichtstrahl traf die roten Rosen. Sofort wurden diese silberweiß und blieben es fortan für immer. Seit dieser Stunde gibt es auf Erden weiße Rosen, die man vorher noch nie auf der ganzen Welt gesehen hatte.

Der Mond aber erschrak und besann sich. Sofort stieg er wieder zum Himmel empor, nahm die dunkle Kappe vom Haupte und schien auf die Erde wie immer.

Erleichtert atmeten die Menschen wieder auf, während der Mond lächelnd und fröhlich seinen Weg weiterzog.

Die Gelehrten aber stellten große Berechnungen an und sprachen von einer Mondfinsternis. Sie mögen recht haben. Wir aber wollen, wenn nächstens wieder eine Mondfinsternis ist, den Mond suchen gehen; er ist am leichtesten in einem großen Park zu finden, wo es viele Blumen, besonders weiße Rosen gibt.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 24 Sonntag, den 9. Juni Jahrgang 1929

Johanna von Orleans

Vom Turme der Burg jauchzte die Königsfanfare. Langsam und polternd löste sich die breite Zugbrücke von der Mauer und senkte sich nieder. Dumpf dröhnten die Pferdehufe darüber hin, und Jeanne hielt knapp hinter des Herzogs Tier an.

Der Burghof war dunkel. Die steilen Wände ragten tiefschwarz auf. Seltsame, eckige Schatten zuckten unter dem Scheine der Lichter. Der Herzog schwang sich vom Pferde und schritt schweigend über eine breite, steile Treppe empor. Jeanne stand allein.

Es war lange Zeit still.

Beide Flügel der Saaltüre flogen auf, Licht brach breit hervor, und mit einer weiten Bewegung seiner Hand gebot der Meister des Empfanges, daß Jeanne eintrete. Sie sah den weißen Heroldsstab in Bogen aufschweben und versinken in einem bunten Meer von Pracht. Sie streifte die schwarze Kapuze ihres Wamses vom Haupte zurück und trat in den goldhellen Saal. Jeanne setzte Schritt vor Schritt, und ihr Blick war nach eine Richtung gewandt. Ihr Auge schien nichts zu sehen denn ein leuchtendes, fernes Ziel. Ihr Fuß schien den Boden zu fassen, zu bezwingen die Bahn, die sich vor ihr breitete. Die rauschende Welle schwerer Falten, der aufleuchtende Schaum weißer Spitzen, die blitzenden Tropfen schimmernden Goldglanzes besprühten nicht ihren Pfad. Ruhigen Schrittes, ruhigen Blickes trat Jeanne vor. Nicht an die weiche Wärme der Frauen, nicht an die starre Kälte der gewaffneten Herren streifte ihr lässiger Arm.

Durch die dichtgedrängte, bunt sich neu vermengende Schar war ihr ein Weg offenbart, den keiner der vielen entspringen sah, den keiner hinströmen, wachsen, sich breiten sah von all den Mächtigen im Saale des Herrn von Frankreich. Und dieser Pfad schien jedem jäh zu enden und war für Jeanne doch gerade und klar. Ihr Fuß konnte nicht zögern, ihr Blick konnte nicht aufgehalten werden, und keiner sah, wie sie vorüberging, keiner wußte, daß er zur Seite getreten war. Ein jeder schaute des Mädchens dunkle, schlanke Gestalt, ein jeder suchte ihr Auge und wandte sich nach ihrem Blicke.

Sie aber trat zu einem hin, der an dem Pfeiler eines hohen Fensters lehnte, des Hand mit kindlich-leichten, frauenhaft zarten Griffen an einem Dolche spielte, der ihm vom Gürtel hing. Sein Leib war eingehüllt in schweren, grünen Sammet, und viele Falten liefen, sich dunkelnd zu tiefem Schwarz, von seinen hohen Schultern zu seinen engumspannten Hüften nieder. Den schweren Leib trugen unsichere, dünne Beine. Sie waren leicht gebogen und schienen ihrer Arbeit überdrüssig. Die Knie standen hämisch aus ihrer Mitte vor, und müde lagen, gleich den Köpfen zweier schlafender Windhunde, die spitzen, schmalen Schuhe auf dem Estrich. Ueber einem Kragen dunklen, langhaarigen Pelzes lastete ein runder Kopf, so stark geneigt, als sei er nur von der schweren Starrheit des kostbaren Gewandes getragen. Der rote, breite Mund war wie eine seltsame, satt aufgeblühte Blume. Die Lider waren groß und hielten schwer in ihrem Griff zwei tränenhelle Augen, die sorgend zuckten und mit einem Male fragend erstarrten.

Vor Karls des Sechsten Sohn trat Jeanne d'Arc, und ihr letzter, weiter, gerader Schritt sank in ein Knien hin. Ihr Antlitz hob sich, und aus dem schlanken, vorgeneigten Schafte ihres Leibes blühtet ihre Stimme auf zu einem klaren Wort: „Mein hoher Herr, mich sendet Gott, dir und dem Lande Heil zu bringen."

Dann stand Jeanne auf.

Der Dauphin hob langsam um weniges sein schweres Haupt. Seine Augen ruhten auf dem Mädchen. Er sah sie stehen, schlicht und schlank. Das Schwarz und Weiß ihres Wamses lief still längs ihres Leibes nieder. Zu ihrer Rechten flammte in dunkelroter Seide der Erzbischof von Reims. Sein Antlitz lächelte in tausend Falten, wie damals, da Jeanne ihm vor dem Gerichtshause zu Toul begegnet war. Nun aber stand das Mädchen aufrecht neben ihm und wandte ihren Blick nicht von des Dauphin Gesicht. In satter Pracht lastete neben ihr das Wappenkleid des breiten Herzogs von Bourbon, und flackernd in goldgelben Flammen zuckte La Tremoilles weitärmeliges Sammetwams.

Als sei sie aufgesprossen aus dem Estrich, stand das Mädchen vor des Dauphin fragendem Blick. Ihm war, als sei das bunte Meer, das wogend um ihn Welle um Welle aebar und verschlang, nicht mehr absehbar ohne dieses stille, ragende, ruhevolle Wahrzeichen. Jeannes Auge war voll des Lichtes, und milde Wärme füllte mit einem Male des Dauphin Brust. All die vielen Gesichter um ihn waren ihm nun verschlossen, fremd, betrügerisch und bleich. Jeanne d'Arc, die vor ihm stand, sie brachte seinem Blicke Helle und Kraft.

Des Dauphin Augen zuckten im Kreise über seine Großen hin. Er hob den Arm. Die Herren neigten sich und traten zurück. Er stand mit Jeanne allein. Und als das Mädchen hintrat zu ihm und leise sagte: „Du zweifelst an dir selber. Du bist ehelich gezeugt. Deines Gebetes Furcht sei dir genommen", da blickte einmal noch der Dauphin umher und sah hinüber zum Kreise seines Hofes. Unüberbrückbar für alle schien ihm der breite, leere Raum im Saal, der schweigend lag und drohend lastete zwischen den anderen und ihm, dem auserwählten König, der allein stand mit dem gottgesandten Boten.

Der Dauphin richtete sich auf. Sein lastendes Haupt hob sich empor, seine Glieder strafften sich, und aus seinen schweren Lippen schlugen die Worte gewichtig gegen die Wand des Schweigens.

„Jeanne d'Arc, ich glaube dir."

Ihm war Antwort gegeben auf eine Frage, die niemals Worte gefunden hatte, die ungeboren gelegen war in ihm u. ihn bedrückt hatte, lastend mit der Schwere eines Ungeborenen. Er war befreit. Nun wußte er um seine Rechte, um sein königliches Blut. Er neigte plötzlich seinen Kopf. Ein Zucken des Erstaunens, des Schreckens durchfegte den Saal. Der Dauphin lehnte sein Haupt wider den Fensterpfeiler und weinte vor Glück.

Eine fremde, willensdurchglühte Stimme lohte auf von des Mädchens Lippen.

„Ich will dir die Krone bringen von Gott, und sie soll deine Stirn umfangen nach seinem Willen, daß du König werdest zu Reims deiner Stadt."

Der Dauphin sah Jeannes Hände schmal erhoben, als hielten sie zwischen ihren schimmernd blassen Flächen ein Kostbares schwebend über sein regloses Haupt. Er griff nach den Schläfen, und einen Augenblick zuckte Kraft und Stolz in seinem Schauen. Und mit einem Male blitzte ihm der kühle Glanz schlanker Klingen entgegen. Auf die Knie sanken die Großen des Hofes, und aus ihrem Munde fuhr ein Ruf, rauschend und hell wie die Schwerter, die aus den Scheiden flogen:

„Lang lebe der König!"

Und über dem zersprühenden Ruf hin flatterte, ein Vogel über brausender Gischt, eine helle Stimme: „Amen."

Agnes Seurel hatte gesprochen. Sie stand nun bei Jeanne und hielt des Mädchens Hand. Ihr Atem wogte in ihrer Brust und warf Trümmer vieler Worte auf. Die sanken kraftlos hin zu des schlanken Mädchens Füße und waren überströmt von Lachen und Weinen.

Die Schwerter zischten in die Scheiden. Mit langsamem Schritte trat der Kanzler La Tre

* Aus: Georg Terramare, „Die Magd von Domremy". Roman. 501 Seiten. Ganzleinen 5.— M. Verlag Joseph Kösel u. Friedrich Pustet, München.

Die Schnitterin

Vor einem grünen Walde,
Da liegt ein sanfter Rain,
Da sah ich auf der Halde
Ein rosig Mägdelein.

Das fährt mit ihrer blanken
Geschliffnen Sichel rum
Und mähet in Gedanken
Die schönsten Blümlein um.

Kuckuck ruft immer weiter
Ins Holz den ganzen Tag,
Und alles prophezeit er,
Was ihr gefallen mag.

Greif.

moille heran. Ihm folgte die rauschende, funkelnde Schar der Ritter und Frauen. Des Dauphin Haupt neigte sich wieder auf eine Seite, niedergezogen von eigener Schwere. Doch ein gütiges, kindliches Lächeln spielte um seinen Mund, und das ruhelose Flattern, das fragende Erstarren seiner Augen war rührend wie die leise Bitte eines Kindes

Bankraub

Von E. A. Stein.

Man wird heutzutage kaum noch auf ungläubige Ablehnung stoßen, wenn man Behauptungen aufstellt wie die, daß das Schicksal uns auf jeden Schlag, den es gegen uns führt, in irgend einer Form vorbereitet. Ob man das nun mit Hilfe seelischer Fernwirkung oder ganz einfach durch Hinweis auf die antizipierende Fähigkeit der Phantasie erklärt, ist sekundär gegenüber der Gewißheit, die dem darauf achtsam Gewordenen die Erfahrung verleiht. So faßte der Bankkassierer Krauß eigentlich jeden Samstag Abend, wenn er mit dem Prokuristen Brandt zusammen die Kasse abschloß und das oft erhebliche Bargeld in den Tresor tat, die Möglichkeit ins Auge, daß plötzlich irgendwoher ein paar vermummte Banditen eintreten und mit vorgehaltenem Revolver den Kasseninhalt verlangen könnten. Und er hatte sich schon hundertmal zurechtgelegt, was dann zu tun war. Freilich, ob man sich im Ernstfall programmäßig verhalten konnte, war die Frage. Immerhin hatten sie beide je ein Browning neben sich liegen. Bedauerlich war, daß die Direktion es stets abgelehnt hatte, einen dritten Mann zu stellen, der nur die Aufgabe hatte, sichernd dazustehen; denn schließlich mußten der Kassierer und der Prokurist ihre Augen beim Gelde haben.

Eines Abends, als sie gerade beim Zählen des Silbers waren, sprang plötzlich die Tür auf, und zwei Revolverläufe richteten sich auf sie. Zwei elegante Banditen, die sich nicht einmal die Mühe genommen hatten, sich zu maskieren, sondern anscheinend völlig auf ihre Allerweltsgesichter vertrauten, erschienen. Krauß griff sofort nach seinem Browning, aber schon rief eine helle Stimme: „Hände hoch!" Punkt eins des Programms war also erledigt. Die beiden kamen näher, ehe die Beamten noch einer Besinnung fähig waren, und indem sie die beiden fest im Auge behielten, griff einer von ihnen nach den beiden Brownings, die da lagen, und steckte sie in die Tasche.

„So, meine Herren," sagte da der eine, der unter seinem schwarzen steifen Hut ein aufreizendes süßliches Gesicht mit einem spöttischen Lacheln trug, „jetzt werden Sie uns das Geld einhändigen. Dort liegt eine Aktentasche. In die werden Sie das Geld hineintun." Er wies dabei mit dem Kopf auf eine neue Ledertasche, die des Kassierers persönliches Eigentum war. Der andere, kleinere, hielt indessen mit starrem Gesicht den Revolver fest auf sie gerichtet.

In Krauß, der bisher wie gelähmt gesessen hatte, sprang nun etwas los wie ein Hund von der Kette. Blitzschnell überlegte er. Die Brownings waren weg, aber eine Waffe blieb noch, das Telephon, das vor ihm auf dem Tisch stand. Dieses süßliche Gesicht mit dem spöttischen Lächeln war wie eine Herausforderung. Wären die beiden Banditen Kerle mit finsterem Gesicht, dicken Backenknochen, richtige Mörder- und Einbrechertypen gewesen, vielleicht hätte man kapituliert, aus dem Gefühl heraus, daß diese Kerle das Aeußerste wagten, weil ihnen vielleicht schon einmal in ihrem Leben das Aeußerste zugemutet worden war. Aber diese beiden Gentleman-Verbrecher, diese geschniegelten und gebügelten Jüngelchen, die das Gestohlene mit ihren Mädchen in einer halben Nacht verjubelten und Feinde der Gesellschaft waren, weil sie Feinde ehrlicher Arbeit waren, die sollten ihre Lektion empfangen, und wenn — wenn es ein Leben kostete. Falls er nun, ohne sich um die Revolverläufe zu kümmern, den Hörer abhob, wo würde die Folge sein? Würden sie wirklich schießen und damit ein Alarmsignal geben, das ihnen immerhin gefährlich sein konnte? Ein Bankraub war geplant, — ob der Plan auch unter der Voraussetzung eines Mordes innegehalten wurde?

Mit Blitzesschnelligkeit suchte der Kassierer die beiden abzuschätzen. Und als er den starren, wie hypnotisierten Blick des Kleinen sah und das süßliche Lächeln des andern, hinter dem eine geheime Nervosität durchzitterte, wurde ihm klar: hier ging es nicht um die physische Kraft, um die Macht mittels Waffenbesitzes, hier ging es um die psychische Kraft, um den Prozentsatz an Mut und Entschlossenheit, vielleicht allerdings auch Todesbereitschaft. Schön, mochte der erste Teil seines Programms, der Besitz der Waffe, fortgefallen sein, das weitere Programm wollte er restlos durchführen.

„Meine Herren", sagte er. „Sie werden in der Stellung, in der Sie sich jetzt befinden, stehen bleiben, und ich werde unterdessen die Polizei herbeirufen." Dabei rührte er die Hand, um nach dem Fernsprecher zu greifen.

„Halt!" schrie da der Größere, anscheinend das Haupt der Bande. „Ich schieße Sie bei der geringsten Bewegung nieder!"

„Das wäre allerdings auch eine Form des Alarms. Unsere Wächter werden dann zweifellos sofort erscheinen. Das hindert mich aber nicht, dennoch zu telephonieren."

Den Banditen fest im Auge behaltend, schob er die Hand vor. Im nächsten Augenblick habe ich aufgehört zu leben, dachte er dabei. Dann fielen ihm seine Frau und seine Kinder ein. Sie saßen jetzt sicherlich ruhig um den Tisch und ahnten nicht, was hier vor sich ging. So wie einst, während des Krieges, als die Kugeln um ihn pfiffen. Auch jetzt stand er wieder in der Schlacht, wider die Feinde der öffentlichen Sicherheit und der Ordnung. War da Tapferkeit weniger ein Gebot? Stärkte nicht jeder Sieg die Macht des Bösen?

In den Augen des Banditen irrlichterte es. Ein Zug sinnloser Wut malte sich im Gesicht. Die Hand, in der er die Waffe hielt, zitterte. Der zweite dagegen stand immer noch starr. Es war klar: der würde nicht ohne das Gebot des ersten schießen, auf das Gebot hin aber auch unfehlbar. Der erste war ein Schwächling; er selber würde nicht schießen, aber die Gefahr lag darin, daß er es dem zweiten befehlen konnte.

Was jetzt geschah, geschah ganz instinktiv ohne Ueberlegung, ohne Zweckbewußtsein, aus reinem Trieb heraus. Es war ein Ablenkungsmanöver.

„Brandt", sagte der Kassierer zu dem Prokuristen. „Sie gehen jetzt dorthin und setzen die Alarmglocke in Tätigkeit." Dabei zeigte er auf eine seitwärts befindliche Klingel.

„Sitzen bleiben!" rief der Bandit und sah auf den Prokuristen.

In diesem Augenblick ergriff der Kassierer den Hörer des Telephons und rief laut hinein: „Ueberfall!" Und im gleichen Augenblick fegte er, einem plötzlichen Einfall folgend, mit dem Unterarm das gesamte Geld von dem Tisch auf den Fußboden. Es gab ein lautes Klingen. Die Banknoten flatterten wie aufgescheuchte Vögel, die Geldstücke rollten nach allen Richtungen. Das Geld wieder zu sammeln, war eine Arbeit, die etliche Zeit erforderte.

„In einer Minute ist die Polizei da!" sagte er dann völlig ruhig und zog die Uhr.

Der kleinere Bandit sah den andern fragend an. Der stand unentschlossen. Er biß mit den Zähnen auf die Lippen. „Verdammt!" murmelte er. „Wir sehen uns wieder!" rief er drohend. Dann zogen sich die beiden, die Revolver schußbereit haltend, zurück und verschwanden durch die Tür, durch die sie gekommen waren.

Die beiden Beamten sahen sich an. Dicke Schweißperlen standen ihnen beiden auf der Stirn. Krauß lächelte ein wenig.

Er griff zum Telephon und sprach hinein: Fräulein, haben Sie meinen Ruf: Ueberfall gehört? — Nein?? — Sie haben Recht, so schnell können Sie natürlich nicht melden. Aber schicken Sie uns immerhin jetzt noch die Polizei."

Im Garten zu Schönbrunn

Von Albin Picha.

Im kaiserlichen Lustschloß Schönbrunn wogte die Menge der Kommenden und Gehenden vor den Blumen- und Rasenteppichen der „Parterre".

Eine Bank war vollbesetzt, und die fünf Menschen dort nahmen mit Behagen den herrlichen Anblick in sich auf: Das goldgelbe Schloß mit den steingrünen Pfeilern, die grüne natürlich-künstliche Gartenarchitektur des Rokoko, den Neptunbrunnen, dessen getönter Marmor zu den hohen Wasserfahnen gar gut stand, und der sich aufstufende Hügel mit dem Märchenschlößlein der „Gloriette". Vor ihnen selbst aber das Auf- und Niederfluten der Spaziergänger.

Eine junge Mutter hielt ihr Büblein, dessen Beine immer in die Luft hinaufspazieren wollten, und beteuerte der um viel schon älteren Nachbarin: „Ja, wenn ich an Ihrer Stelle wäre! Sie sagen, kaum zehn Minuten haben Sie herein!? Da wäre ich täglich zweimal in Schönbrunn!"

„Und wenn Sie zehnmal im Tag kämen, es ist doch nicht mehr das, was es war, und deshalb müssen wir, die Nachbarn vom Kaiserschloß, uns erst einen Anstoß geben, wieder herzukommen! Ich hab' noch die Kaiserin Elisabeth gesehn, wie sie mit dem Kronprinz, dem Rudolf, mitten durch die Leute in den Prinzengarten gegangen ist! Sie hat unserem Gruß gar freundlich gedankt, ihre Kinder und unsere Kinder haben sich des Anblicks gefreut; da war noch alles ein Herz und Sinn!" So sprach die einfache Frau aus dem Volk, in ihrer überreifen Fülle, Kraft und Gesundheit Urbild und Vorbild des österreichischen Stammes. Dabei streichelte sie sinnend das blondköpfige Kind der jüngeren Nachbarin.

Nun ließ sich ein alter Herr vernehmen, sein Bart hatte etwas Wachtmeisterliches an sich: „Einmal hab' ich was in Schönbrunn erlebt, einfach märchenhaft! Im Feber, es war lang kalt gewesen, hatte aber tagsüber getaut, und da hingen lange, lange Zapfen vom Dach des großen Palmenhauses herab. Und der Mond hat durch den silbernen Eisvorhang hineingeleuchtet, und die Palmen waren sichtbar; nur durch eine Glaswand der Nordwinter vom Tropensommer getrennt: zwei Wirklichkeiten zu einem Wunder vereinigt! Da haben wir nur so geschaut, die Milli, mein Weiberl und ich, wollten gar nicht fort ... Werd's nie vergessen!"

„Sie!" lachte da ein dicker, kleiner Mann, mit zitronengelber Hose und einem blauen Ki-

sterröckel: „Das Lustigste war aber einmal in der „Menagerie", an einem recht heißen Tag, vor der Giraffe mit dem zwei Meter langem Hals! Sagt einer: Jetzt möcht ich den Hals haben und mir so ein Krügel Bier durch die Gurgel rinnen lassen! — Sie, das muß man g'sehn und g'hört haben!" und er lachte, lachte.

„Im botanischen Garten", sagte nun ein sehr gepflegter Herr in den Fünfzigern, der den Ecksitz hatte, „da hatte ich einmal eine Begegnung mit dem alten Kaiser, und nicht lange darauf eine noch interessantere mit einem jungen König, mit einem — Löwen! — Sah da im Garten auf einmal die mächtige Mähne eines Löwen, — im Freien bitte! — und blieb steh'n, reglos vor Schreck! Doch es wurde rasch gemütlicher, bei schärferm Hinsehn bemerkte ich, der Löwe war an einer Schnur, dann sah ich auch den Wärter, den zuerst das Gebüsch verdeckt hatte. Wie ich vom Wärter erfuhr, war der Löwe ein „Einjähriger", anscheinend recht kräftig entwickelt. Wie ich dann kühner werdend, fragte, ob ich den Löwen streicheln dürfe, beschied mich der Warter freundlich: Warum denn nicht? Unser braver Willi hat die englische Krankheit, so führ' ich ihn in aller Früh auf dem Sand spazieren!" — Und ich wühlte voll Wonne im warmen Fell eines lebendigen Löwen, der mich scharf ansah, dann aber auch murrte und aufbrüllte, in sein Heim begehrend! — Schade, bald danach ist der starke Willi doch dem Großstadtleiden erlegen! — Aber das ist noch nichts! Es gibt noch viel seltsamere Dinge in Schönbrunn! Vielen muß der Park noch so überaus lieb geworden sein, daß sie sich auch nach dem Tod noch nicht von ihm trennen können: Geben Sie nur acht, Sie werden, wenn Sie scharf hinhorchen, die Schritte der Unsichtbaren über dem Kies vernehmen! Die denken mit Wehmut der Schlittagen, Kavalkaden, Pirutschaden, der Picknicks, Feuerwerke und Tänze und Chöre ..."

Es war still, unheimlich still. Vor uns war jetzt eine breite Lücke im Strom der Spaziergänger. Und dennoch vernahmen wir nun dicht vor uns Schritte, langsame Schritte über den Kies hin ...

Wir hatten das Gefühl von einem Unsichtbaren durch und durch geschaut zu werden, ohne ihn wahrzunehmen. Uns schauerte. Einzig das blonde Büblein ging durch Vogelsang und Jugendlachen mutig auf den Weg hinaus.

Da atmeten auch wir befreit wieder auf.

Leere Taschen

Von T. Ruygrok.

„Sagtest du was?" fragte mein Freund Tom, der Kunstmaler. Er wußte sehr gut, daß dies nicht der Fall war, aber er wollte einen Anfang mit der Unterhaltung machen, als er seine Morgenzeitung ausgelesen hatte. Ich hatte nicht die geringste Lust, auch nur darauf zu antworten. Ich hatte zu nichts Lust. Ich konnte nicht verstehen, daß er überhaupt noch sprechen wollte. Er war doch so schlimm daran, wie ich. Ich hatte keinen Pfennig in der Tasche, und er genau so viel. Und damit sollten wir heute noch auskommen. Frühestens am nächsten Morgen konnte der Monatswechsel meines Onkels kommen. Daß wir heute nichts zu essen bekommen würden, da wir nirgends mehr Kredit besaßen, daß wir von unserer Wirtin höchstens einen Wutausbruch zu erwarten hatten, wenn wir uns an sie wandten, da wir ihr bereits für 3 Monate die Miete schuldeten — das alles schien Tom keine Sorge zu machen.

Mitten in mein dumpfes Brüten schrillte das Telephon. Ich nahm den Hörer.

„Ach, Tini, du bist es ... ja, natürlich komme ich ... das heißt ... na, ich komme sofort ... auf Wiedersehen!"

Ich legte den Hörer auf. Ich muß elend ausgesehen haben, denn Tom schüttelte mich erschreckt am Arm.

„Tom," sagte ich matt, „der Himmel und die Hölle sind gegen uns verschworen. Da läutet meine Kusine an. Sie ist auf dem Bahnhof und wartet auf mich. Ich muß hin ... sie ist die Tochter des Onkels mit dem vielen Geld. Aber was soll ich mit ihr ohne einen Pfennig anfangen?"

Tom wurde groß in diesem Moment. Er erwies sich als wahrer Freund. „Du gehst mit ihr aus, mein Junge, wie sich das gehört," sagte er feierlich, „und ich sorge inzwischen für das Geld. Geh mit deiner Kusine in die „Weiße Brücke", und bevor ihr mit dem Essen fertig seid, bin ich bei dir mit dem Geld."

„Aber wo willst du das um Himmels willen auftreiben?"

„Das ist meine Sache," sagte er. „Begib dich nun dorthin, wo die Pflicht ruft!"

Tini war am Bahnhof, und unsere Begrüßung war sehr herzlich. Ich muß ehrlich sagen: es laufen wenige so hübsche Kusinen herum wie die meine, und sie sah entzückend aus. Ich erkundigte mich nach der Gesundheit des Onkels und schwätzte darauf los. Erstens machte es mir Vergnügen, daß sie aufmerksam zuhörte, und zweitens erreichte ich damit meinen Zweck, sie zu einem Spaziergang zu veranlassen, anstatt einen Wagen zu nehmen. „Laufen ist gesund," sagte ich ernst, „und es wird dir gut tun nach der Bahnfahrt." Also gingen wir zu Fuß.

Ich konnte den Gedanken nicht los werden, daß ich doch ein zu gewagtes Spiel spielte, indem ich mich auf Toms Vorschlag eingelassen hatte. Andererseits war mir nichts anderes übrig geblieben. So betrat ich mit tausend Aengsten schließlich mit Tini das verabredete Lokal und bestellte zwei Menus für uns. Es war inzwischen halb zwei geworden. Während des Essens wurde mir nicht behaglicher. Ich versuchte alles Erdenkliche, um unser Zusammensein hinzuziehen, ich dachte mir alles mögliche aus, erzählte einen Witz nach dem andern, und unter angenehmeren Umständen hätte ich das herzliche und dankbare Lachen meiner charmanten Zuhörerin zu schätzen gewußt, aber in dieser Situation war meine Fröhlichkeit nichts als Galgenhumor. Mir war, als ob ein unsichtbarer, heimtückischer Feind mir die Kehle zuschnürte.

„Sag' mal, Fritz, wie wär's, wenn wir aufbrächen," schlug Tini vor. „Ich habe in der Stadt noch etwas zu besorgen, und nachher könnten wir zusammen irgendwo hingehen. Du wirst schon etwas Amüsantes ausfindig machen." — „Jetzt schon fortgehen?" lachte ich, obwohl mir durchaus nicht so zumute war, „wir trinken doch erst im Garten noch eine Tasse Mokka, nicht wahr? Es ist so prachtvolles Wetter, und man sitzt dort sehr gemütlich."

„Aber ich muß in die Stadt." —

„Das hat doch noch Zeit, Tini, komm', es ist so nett hier."

Tini sah mich an. Einen Moment glaubte ich, in ihren schelmischen Augen etwas wie Ausgelassenheit aufblitzen zu sehen — dann war sie einverstanden, und ich konnte nun meine Exekution mindestens eine halbe Stunde verzögern.

Wir tranken unseren Mokka. Glücklicherweise übernahm Tini jetzt die Aufgabe, die Unterhaltung im Gange zu erhalten. Sie hatte reizende Einfälle, und als wir uns ernsteren Dingen zuwandten und von meinem Studium und dem Schlußexamen sprachen, erwies sie sich als aufgewecktes und verständiges Mädchen. Mit einem Wort: sie war ein Prachtgeschöpf. Und doch saß ich wie auf Kohlen und rechnete mir aus, daß meine Ausgaben bisher sieben Mark und sechzig betrugen, und daß jetzt Tom kommen müßte oder ...

Plötzlich fühlte ich einen Stich durchs Herz. Der Oberkellner kam gerade auf uns zu. Um Gottes willen, wenn der Mann die Rechnung präsentierte ... „Entschuldigen Sie, mein Herr, habe ich das Vergnügen, mit Herrn Landers zu sprechen?"

„Ja," antwortete ich ängstlich.

„Dann werden Sie am Telephon gewünscht"

„Tom!" rief ich aus und merkte gleichzeitig, daß ich mich närrisch anstellte. „Einen Moment, Tini!"

Ich folgte dem Ober, der mir den Weg zeigte.

„Hallo!" rief Tom, dessen Stimme ich sofort erkannte. „Hör' mal, erinnerst du dich an meinen alten Mantel, den braunen mit den Orangestreifen — nun, den bin ich los!"

„Was geht das mich an?"

„Sachte, mein Lieber! Ich habe ihn verkauft, und das Geld habe ich in der Tasche!"

„Hurra! Dann bin ich gerettet! Komm so schnell wie irgend möglich hierher. Sobald die Monatsrate von meinem Onkel da ist, bekommst du das Geld zurück. Wieviel hast du?" fragte ich noch.

„Fünf Mark fünfzig!" sagte er enthusiastisch. Ich fühlte, daß ich bleich wurde.

„Ach, Tom, ich brauche ja viel mehr. Was mache ich nur?"

Ich war sehr niedergeschlagen. Tom war der erste, der wieder sprach.

„Stehen deine braunen Schuhe im Schrank?"

„Ja, nur zu!" schrie ich, „verkaufe sie und meinen Zylinder dazu, so schnell wie möglich. Ich warte hier auf dich!"

Ich ging zu Tini zurück — mit Beinen wie Blei. Jetzt mußte ich mir wieder etwas ausdenken. Mindestens noch eine Stunde mußte ich Tini beschäftigen. Es war halb fünf.

Ich nötigte Tini, eine zweite Portion Mokka zu trinken. Erklärte, daß ich einen Riesendurst hätte, und bestellte mir ein Glas Bier um das andere. Da befiel mich völlige Hoffnungslosigkeit. Wenn Tom nun käme, würde ja sein Geld wieder nicht reichen: ...

Wieder läutete Tom an. Meine pessimistischen Erwartungen wurden noch übertroffen. Das Manko hatte sich erhöht. Wir besaßen neun Gulden und sechzig, und meine Zeche war inzwischen auf zehn Gulden dreißig gestiegen. Dazu kam noch das Trinkgeld. Aber noch wollte es Tom nicht aufgeben. „Kopf hoch!" rief er. „Ich habe eine Idee!"

„Geh zum Teufel!" verwünschte ich ihn, nun ernstlich böse. „Deine Ideen können mir gestohlen bleiben!"

„Ich werde mein Bild verkaufen! Es ist fünfhundert Gulden wert, ich gebe es für zweihundert und, wenn es sein muß, für weniger. Hab' noch etwas Geduld, ich klingele jetzt nicht mehr an, sondern komme selbst mit dem Geld."

Aufgeregt ging ich an unsern Tisch zurück.

„Denk' dir nur," erzählte ich Tini, „da ruft mich ein Freund an, der mich unbedingt sprechen will. Wohl eine wichtige Sache. Wie wäre es, wenn wir hier zu Abend speisten? Es kann noch eine Stunde dauern."

„Nein, lieber Junge," lachte Tini, „das ist unmöglich, mein Zug geht um sieben Uhr und ich muß jetzt fort; ich werde zu Hause erwartet."

„Ja, dann ...", sprach ich verzweifelt.

„Ach, richtig," sagte sie, aufstehend, „bevor ich es vergesse — ich habe einen Brief mit Geld

Zigarren vor und rechtzeitige das Erlöschen der Zigarre durch Betupfen mit Speichel. Es macht sich dann nicht mehr unangenehm bemerkbar, daß er sie in Amerika bei Bevormundeten gerollten Tabak und sie den dort nicht einheimischen Stimmblätter.

Tabak wird der Tabak als Erzeugnis der Tabakpflanze bezeichnet. Tabak ist ein Kraut, das in Europa, Asien und Amerika angebaut wird. Die Tabakpflanze gehört zur Familie der Nachtschattengewächse. Sie wird bis zu 2 Meter hoch und hat große, breite Blätter. Die Blüten sind rosa oder weiß. Die Früchte sind kleine Kapseln, die viele Samen enthalten. Die Samen sind sehr klein und werden im Frühjahr ausgesät. Nach etwa 6 Wochen werden die jungen Pflanzen auf das Feld verpflanzt. Sie brauchen viel Wasser und Dünger. Nach etwa 3 Monaten sind die Blätter reif und werden geerntet. Die Ernte findet meist im Spätsommer statt. Die Blätter werden dann getrocknet, fermentiert und sortiert. Die Qualität des Tabaks hängt von vielen Faktoren ab, wie Boden, Klima und Pflege. Die besten Tabake kommen aus Kuba, Sumatra und Virginia. Weltweit werden jährlich über 8 000 Tonnen, davon der mehr als die Hälfte in Asien. Deutschland gehört zu den Ländern, in denen der Tabakkonsum in den letzten Jahren zurückgegangen ist. Im Jahre 1928 wurden in Deutschland 100 000 Stück (2,6 p. C.) weniger Zigarren als im Jahre 1927 verbraucht. Der Zigarrenabsatz ging an erster Stelle nach Deutschland. Im Jahre 1928 wurden in Deutschland 100 000 Stück (2,6 p. C.) weniger Zigarren als im Jahre 1927 verbraucht. Der Zigarrenabsatz ging an erster Stelle nach Deutschland.